

Der gewaltsame Tod des britischen Seefahrers James Cook am 14. Februar 1779 in Hawaii wirft mehr Fragen auf, als er beantwortet. Sicher ist nur, dass Cook, der einen Monat zuvor beim Landgang auf Hawaiis zweitgrößter Insel Maui noch als Messias und Heilsbringer begrüßt und gefeiert worden war, hinterrücks erdolcht wurde mit einem jener Messer, die er den Ureinwohnern als Gastgeschenke überreicht hatte. So besehen, fiel Cook der Zivilisation zum Opfer, der er den Weg zu den Inseln der Südsee bahnte. Die Stahlklingen waren so begehrt, dass sie rasch die Besitzer wechselten und vom bloßen Werkzeug zum stolz zur Schau getragenen Statussymbol des Königs und seines Adelsgefolges wurden. Hätte Cook, so hieß es später in London, sich wie bei früheren Reisen auf Schiffsnägel als Tauschobjekte beschränkt, wäre er vielleicht am Leben geblieben. Demgegenüber machten Fürsprecher des Kapitäns geltend, dass er in den Augen der Ureinwohner eine Reinkarnation des Fruchtbarkeitsgotts Lono war und Maui zuvor rechtzeitig verlassen hatte, als Übergriffe und Diebstähle sich häuften. Doch kehrte er zur Unzeit zurück: am Ende der Aussaat, als der Fruchtbarkeitsgott Lono die Herrschaft abtrat an den Kriegsgott Kū. James Cook war ein Kind der Aufklärung. Aus armen Verhältnissen stammend, hatte er sich hochgedient vom Schiffsjungen zum Admiral, gestützt auf Reiseberichte und Seekarten, die er durch nautische Beobachtungen aus eigener Erfahrung berichtigte und ergänzte. Dazu gehörte die Ersetzung schwerfälliger Kriegsschiffe, die aufgrund ihres Tiefgangs von Riffen und Sandbänken bedroht waren, durch englische Kohlefrachter, die über mehr Laderaum verfügten, trotzdem aber leicht an Land gezogen und instand gesetzt werden konnten. Sowie – wichtigste Neuerung – das Ersetzen von verderblichem Pökelfleisch und mürbem Schiffszwieback durch aus Deutschland stammendes Sauerkraut, ein probates Heilmittel gegen Skorbut, das auch nach jahrelangen Seereisen noch gefahrlos verzehrt werden konnte. Anders als englisches Bier, das, in der Hitze gärend, die im Schiffsbauch lagernden Fässer zur Explosion brachte.

Daran könnte Cook gedacht haben, als er sich am 14. Februar dem Strand näherte und eine Schussalve hörte, in die Luft gefeuerte Warnschüsse vermutlich, um durch die Brandung watende Insulaner davon abzuhalten, ein mit Marinesoldaten bemanntes Boot zu kapern. Die Worte „mana“ und „tabu“, zwei zum Verständnis hawaiischer Kultur unerlässliche Begriffe, hatte Cook noch nie gehört. Aber er wusste, dass und wie sich die spanischen Konquistadoren Cortez und Pizarro der Gottkönige der Azteken und Inkas bemächtigt hatten, um deren Wohlverhalten zu erzwingen. So beschloss er, König Kalaniʻōpuʻu, dem er in einer aufwendigen Zeremonie ewige Treue geschworen hatte, gefangen zu nehmen und auf die in der Bucht von Kealakekua ankernde Resolution zu bringen, um den Herrscher zur Rückgabe eines durch seine Leute gestohlenen Landungsboots zu bewegen.

Die geplante Geiselnahme scheiterte daran, als Kalaniʻōpuʻu auf die Knie fiel und durch Gesten signalisierte, dass er sich der Verbringung an Bord widersetzte, obwohl er die Resolution als Ehrengast des Admirals bereits mehrfach besichtigt hatte. Gleichzeitig rief er seine Getreuen auf, ihn zu befreien. Ein Hagel von Stöcken und Steinen ging auf die Engländer nieder, während Cook das Feuer einzustellen befahl, sicherheitshalber aber seine Doppelflinte lud, ein Rohr mit Schrot, das andere mit Blei. Er beugte sich zu dem im Sand knienden König, als der Hieb einer Kriegskeule ihn am Hinterkopf traf. Beim Versuch, sich wieder aufzurichten, strauchelte der Admiral, und das Gewimmel der Feinde, die ihn aufzufuchtelnd umringten, entzog das, was dann passierte, den Blicken.

Über James Cooks Todesursache und den Verbleib seiner sterblichen Überreste sind unterschiedliche, teils einander ergänzende, teils widersprüchliche Gerüchte im Umlauf: Ob ein im Victoria & Albert Museum gezeigter Dolch tatsächlich die Mordwaffe war, ist ebenso unsicher wie die Vermutung, dass der Schlag auf den Kopf ihn umgebracht hat. Weiter heißt es, König Kalaniʻōpuʻu habe, um sich das *mana* des Admirals einzuverleiben, dessen Fleisch verzehrt, nachdem man dem toten Cook wie einem geschlachteten Schwein Kopfhaar und Bart abgesengt hatte. Anschließend sei die Leiche zerstückelt und an die Häuptlinge der Inseln des Archipels ver-



Johann Zoffany war einer der populärsten Porträtisten im London des ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts. Aber dem Reiz des Schreckens entsagte auch er nicht: Die Ermordung von James Cook malte Zoffany 1795.

Foto Mauritius

Vom Gott der Lebensfreude zum Gott der Finsternis

Was hat der Weltumsegler damals falsch gemacht?

Das ungelöste Rätsel um den Tod von James Cook auf Hawaii

Von Hans Christoph Buch

teilt worden. Cooks Unterkiefer soll, wie bei Gottkönigen üblich, mit Federn dekoriert und im Tempel von Hikiāu deponiert worden sein, den britische Marinesoldaten, um Rache zu nehmen, niederbrannten. Daraufhin hätte eine Abordnung von Priestern Cooks Schädel und Schenkel, Arme, Hände und Hüftknochen mit verkohltem Fleisch an Bord der Resolution gebracht und reumütig versichert, der König bedauere den Tod seines Blutsbruders Lono. Cooks sterbliche Überreste wurden in eine englische Fahne gehüllt

und vor angetretener Mannschaft mit militärischen Ehren im Meer versenkt. Der Vollständigkeit halber sei erwähnt, dass der bewaffnete Kampf – Scharmützel ist wohl das bessere Wort dafür – auch noch vier Marines und fünfundzwanzig Insulaner das Leben gekostet hatte.

Der Erste Offizier Charles Clerke übernahm das Kommando, trat es aber, ehe er an Tuberkulose verstarb, an seinen Stellvertreter William Bligh ab, der bei der Meuterei auf der Bounty später traurige Berühmtheit erlangen sollte.

Bligh setzte die Suche nach der Nordwestpassage fort und übergab Cooks Tagebuch in Kamtschatka dem in russischen Diensten stehenden General Magnus von Behm, der es auf dem Landweg nach London expedierte, wo es elf Monate später mit einem Begleitschreiben eintraf. Zu diesem Zeitpunkt lag die Resolution bereits wieder in Plymouth vor Anker, wenig später gefolgt von der Discovery, dem Flaggschiff der Flottille.

Die anschließende sich über Monate hinziehende Untersuchung erbrachte keine neuen

O Grenze im Westen, o Firmament oben, o Firmament unten. Hier ist Euer Schatz. Weht sie dem Mann, der das Land beherrschen wird, dem Häuptling, der Deine Eltern beschützt und Deinen Nachwuchs. Der Dir ein Haus errichtet. Einem Ernährer für Dich, zum Backen, zum Fischen, zum Bäumepflanzen.

Das ist Ertans Geschichte. Eine Geschichte ohne Anfang und ohne Ende. Alles dreht sich im Kreis, alles kehrt wieder. Aber eigentlich ist es keine Geschichte. Es ist ein Zustand, ein Ausnahmezustand. Mit diesen Worten führt Ertan Ongun (Luk Piyès), Held und Erzähler von Lars Beckers „Kanak Attack“ (2000), den Zuschauer in seine Welt. Und die ist ziemlich kaputt. Wenn er nicht im Vorhörzimmer seines „Lieblingsbullen“ Kommissar Lorant den großen Macker gibt, treibt sich der junge, türkeistämmige Drogenabhängige auf den Straßen Kiels herum. Die schleswig-holsteinische Landeshauptstadt zeigt Becker als triste Betonlandschaft, in der selten die Sonne scheint. Das Neonlicht in den Gängen des Bordells, der Polizeistation und des Krankenhauses leuchtet fahl. Genauso wie im Waschraum des muslimischen Bestattungsinstitutes. Dort liegt Ertans Kumpel Farouk zu Beginn des Films. Ein Pfandleiher hatte den Hobbyrapper und Zuhälter im Streit erschossen. Er hinterlässt die Prostituierten Sandra und Yonca, die bei Ertan Schutz vor dem Luden Attila suchen. Der ist von der schlagfertigen Art des aufmüpfigen Ertan gar nicht begeistert. Es beginnt eine Fehde, die tödlich enden wird.

In dreizehn kurzen „Stories“ lässt Becker, den Ausnahmeregisieur Fatih Akin einmal seinen Mentor nannte, Ertan von jenem Ausnahmezustand berichten. Und dieser Report basiert auf der Lebensbeichte des echten Ertan Ongun, eines türkeistämmigen Kriminellen aus Kiel, der seine Geschichte dem Schriftsteller Feridun Zaimoğlu anvertraute. Der schrieb daraus das Buch „Abschaum – Die wahre Geschichte von Ertan Ongun“, das als Vorlage für das Drehbuch diente. Und dafür, wie Becker und Zaimoğlu den Stoff verfilmt, gab es um die Jahrtausendwende viel Lob. Doch mindestens genauso lang war die Liste möglicher Kritikansätze: Man konnte Becker vorwerfen, er habe

 Retrospektive: „Kanak Attack“

Kontra Leitkultur

Die postmigrantische Milieustudie mauserte sich zum Kultfilm. Trotz Schwächen – oder gerade deswegen?

sich eines rassistischen Prototyps bedient – jenes kriminellen Ausländers, der später auch den Blick der Ermittler auf die NSU-Morde trübte. Man konnte monieren, der Film nehme sich nicht ernst genug, bleibe in Pose und Geste stecken, wohingegen Fatih Akins „Kurz und schmerzlos“ (1998) echte Tiefe erreichte. Man konnte spotten, Becker wolle einen auf Tarantino machen, wenn seine Gangster die Knarren quer halten und die Spule-

fekte zu gewollt wirken. Man konnte die Wucht der Gesellschaftskritik vermissen, wie sie französische Vorbilder wie „La Haine“ (1995) prägten. Man konnte bemängeln, dass der Humor nicht so zünde wie in „Trainspotting“ (1996) und dass Luk Piyès, den die „Bravo“ einst den „deutschen Brad Pitt“ nannte, mit seinem fast zu sanften Gesicht für den harten Ertan fehlbesetzt schien. Und doch verfehlte jeder dieser Vorwürfe das, was den Film aus-

macht und das sich deutsches Kino viel zu selten traut: Originalität. Denn nicht umsonst genießt der Genrehybrid aus Sozialstudie, Gangsterkomödie und Drama heute Kultstatus. Davon zeugen die Hunderttausenden Aufrufe einzelner Szenen, die auf Youtube hochgeladen wurden. Der schelmenhafte Ertan, der einem eine verbogene Fahrradspitze als Wunderwerkzeug zum Leerräumen von Spielautomaten andreht und seinen Gold-



Nihilistisch: Kemal (David Scheller, links) und Ertan (Luk Piyès)

Foto ddp

hamster mit in den Knast nimmt, bleibt im Gedächtnis. Piyès spielt ihn cool und sensibel, todesstüchtig und gleichzeitig lebensbejahend. Das Gepose mag mancher als aufgesetzt und gekünstelt empfinden, eindrücklich bleibt es trotzdem. Genauso wie die originelle Darstellung seines besten Freundes Kemal durch David Scheller und wie der vielfältige Soundtrack, der stets zur Stimmung der Bilder passt und ihre Intensität verstärkt.

„Kanak Attack“ dürfte für viele Gastarbeiterkinder der zweiten und dritten Generation ein identitätsstiftender Film gewesen sein. Galt Zaimoğlu doch seit der Veröffentlichung von „Kanak Sprak – 24 Mißtöne vom Rande der Gesellschaft“ (1995) als Wortführer junger türkeistämmiger Deutscher. Den aus dem Polynesischen stammenden Begriff „Kanake“, der im Nachkriegsdeutschland zur rassistischen Beleidigung für Gastarbeiter wurde, deutete er zum selbstbestimmenden Gegenbegriff um. So berufen sich in der postmigrantischen Kultur, gerade in der Rapszene, auch heute noch Künstler wie etwa Haftbefehl auf das Schimpfwort. Der Offenbacher lehnte gar den Namen seines Movements „Azzlackz“ (asoziale Kanaken) an das Wort an.

Wer in das Erscheinungsjahr von „Kanak Attack“ zurückblickt, wird sich erinnern, dass Friedrich Merz bereits im Jahr 2000 die Migrationsdebatte mit einem Schlagwort prägte. Was heute das „Stadtbild“ ist, war damals die „Leitkultur“. „Kanak Attack“ darf man heute guten Gewissens als Klassiker der Gegenkultur bezeichnen – und des deutschen Films. Der heutige Bundeskanzler hätte sich wohl schon damals nicht in Ertans Stadtbild wohlfühlt. Der zieht am Ende des Films, wieder im Vorhörzimmer von Lorant, Resümee: „Ich sehe Araber, ich sehe Afrikaner, ich sehe Türken. Ich sehe Dealer, ich sehe Junkies, ich sehe Nutten. Morgens schaue ich in den Spiegel und sehe mich. Das war's dann. Das ist mein Leben.“ JANNIS HOLL